

Insel Verlag

Leseprobe



Sue, Eugène
Die Geheimnisse von Paris

Vollständige Ausgabe. Zwei Bände in Kasette
Aus dem Französischen von Helmut Kossodo

© Insel Verlag
insel taschenbuch 3388
978-3-458-35088-0

Paris 1838: Ein geheimnisvoller deutscher Herzog kämpft in den ver-rufensten Gegenden der Stadt für Gerechtigkeit, denn im Labyrinth der nächtlichen Gassen treiben so allerhand finstre Gestalten ihr Un-wesen.

»Das muß man gelesen haben, diese Szene, in der Rodolphe, gefangen in einem Keller am Ufer der Seine, gegen das eindringende Flußwasser und die panischen Ratten ankämpft. Oder jene mörderischen Intrigen in der ›Löwengrube‹ des Gefängnisses La Force ...« (Benedikt Erenz, *DIE ZEIT*)

Eugène Sue (1804-1857) gehört zu den meistgelesenen Autoren des 19. Jahrhunderts. *Die Geheimnisse von Paris* wurden bei Erscheinen 1843 schlagartig zum Bestseller. Einer der spannendsten und furiosesten Ro-mane der europäischen Literatur!

Als insel taschenbuch in zwei Bänden liegt hier die vollständige, unge-kürzte Übersetzung vor.

»Sues Bücher gehören zum Besten, was die europäische Literatur des 19. Jahrhunderts geschaffen hat.« *DIE ZEIT*

insel taschenbuch 3388
Eugène Sue
Die Geheimnisse von Paris



Eugène Sue
Die Geheimnisse
von Paris

Vollständige Ausgabe

Aus dem Französischen
von Helmut Kossodo
Mit zeitgenössischen Illustrationen

Erster Band

Insel Verlag

insel taschenbuch 3388

Erste Auflage 2008

Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig

© by Bertelsmann Reinhard Mohn GmbH, Gütersloh

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Hinweise zu dieser Ausgabe am Schluß des zweiten Bandes

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag nach Entwürfen von Willy Fleckhaus

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35088-0

1 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

Die Geheimnisse von Paris

Vorwort

Alle Welt hat die bewundernswerten Bücher gelesen, in denen J. F. Cooper, der amerikanische Walter Scott, die grausamen Sitten der Wilden, ihre malerische, poetische Sprache und die tausend Listen beschrieben hat, mit deren Hilfe sie ihren Feinden entkommen oder sie verfolgen. Man hat für die Kolonisten und die Stadtbewohner gezittert, wenn man sich vorstellte, wie nahe diese barbarischen Stämme bei ihnen lebten und umherstreiften, Stämme, die doch durch ihre blutrünstigen Gewohnheiten so weitab jeder Zivilisation stehen.

Wir wollen versuchen, dem Leser einige Episoden aus dem Leben anderer Barbaren darzustellen, die ebenso außerhalb der Zivilisation stehen wie die von Cooper so hervorragend geschilderten wilden Völker. Nur leben diese Barbaren, von denen wir sprechen, mitten unter uns; wir können ihnen begegnen, wenn wir uns in ihre Schlupfwinkel wagen, in denen sie hausen und wo sie sich versammeln, um über Raub und Mord zu beraten, um schließlich die Hinterlassenschaft ihrer Opfer unter sich zu teilen.

Diese Menschen haben ihre eigenen Sitten, ihre eigenen Weiber und ihre spezielle geheimnisvolle, von düsterer Bildhaftigkeit und blutriefenden Anspielungen erfüllte Sprache.

Wie die Wilden nennen sie sich für gewöhnlich bei ihren Spitznamen, die sie ihrer Tatkraft, ihrer Grausamkeit, bestimmten Vorzügen oder gewissen körperlichen Entstellungen verdanken.

Mit zwiefachem Widerwillen gehen wir an die Beschreibung einiger Szenen dieser Erzählung.

Vor allem fürchten wir, daß man uns vorwerfen wird, wir hätten abstoßende Episoden ausgenützt und ausgesucht. Aber wenn man uns unsere Wahl nachsieht, wird man andererseits meinen, wir blieben hinter unserer Aufgabe zurück, die uns getreue, lebensvolle, gewagte Wiedergaben dieser exzentrischen Sitten und Gebräuche auferlegt.

Bei der Niederschrift dieser Passagen, die uns fast selbst erschreckten, konnten wir uns einer gewissen Beklemmung nicht erwehren . . . wir möchten sie nicht geradezu Angst nennen . . . Angst nämlich, lachhafter Anmaßung beschuldigt zu werden.

Bei dem Gedanken, unsere Leser könnten das gleiche empfinden, fragten wir uns, ob wir unseren einmal eingeschlagenen Weg abbrechen oder ihn weitergehen sollten, und ob solche Bilder dem Leser vor Augen gestellt werden dürften.

Dieser Zweifel bestand weiter; ohne die zwingende Forderung nach Fortführung der Erzählung müßten wir bereuen, die Exposition unserer Geschichte an einen so scheußlichen Ort verlegt zu haben. Doch rechnen wir ein wenig auf die ängstliche Neugier, die mitunter die schrecklichsten Anblicke erregt.

Aber noch mehr glauben wir an die mächtige Wirkung der Kontraste. Von diesem künstlerischen Gesichtspunkt aus ist es vielleicht gut, gewisse Charaktere, gewisse Existenzen und Gestalten zu schildern, deren düstere, gewalttätige, vielleicht sogar grausame Züge zur Abstoßung gegenüber Szenen ganz anderer Art dienen werden.

Nachdem wir den Leser vor diesen, von uns vorgeschlagenen Wanderungen unter die Geschöpfe dieser infernalischen Rasse gewarnt haben, vor Gefängnis- und Bagno-Insassen, deren Blut die Schafotte rötet, wird er nun vielleicht willig folgen wollen. Zweifellos wird diese Forschungsreise neu für ihn sein. Wir wollen ihn aber im voraus darüber in Kenntnis setzen, daß, wenn er erst einmal seinen Fuß auf die unterste Sprosse der sozialen Leiter gestellt hat, sich im Verlauf unserer Erzählung die Atmosphäre Schritt für Schritt aufhellen wird.

Erster Teil

Erstes Kapitel

Die Gauner kneipe

Am 13. Dezember 1838, einem regnerischen, kalten Abend, überquerte ein athletisch gebauter Mann in schlechter blauer Bluse den Pont-au-Change und drang in die Cité, die Altstadt mit ihrem Labyrinth finsterner enger, gewundener Gassen, das sich vom Justizpalast bis zur Notre-Dame erstreckt.

Obwohl das Viertel um den Justizpalast klein und stark überwacht ist, dient es doch den Pariser Verbrechern als Asyl und Treffpunkt. Ist es nicht eigenartig oder vielmehr schicksalhaft, daß eine unwiderstehliche Anziehung die Kriminellen immer gerade um das riesige Justizgebäude herumstreifen läßt, wo sie zu Gefängnis, zu Bagno¹ oder Schafott verurteilt werden?

In dieser Nacht also tobte der Wind heftig durch das Gassengewirr dieses schauerlichen Viertels. Das fahle, flackernde Licht der vom Sturm geschaukelten Laternen spiegelte sich im schwärzlichen Rinnsteinwasser, das mitten durch das kotige Pflaster floß.

Die schmutziggrauen Häuser hatten nur wenige Fenster mit wurmzerfressenen Rahmen und zerschlagenen Scheiben. Schwarze, stinkende Eingänge führten zu noch dunkleren, schmutzigen, oft steil ansteigenden Treppen, die man nur mühsam mit Hilfe eines Seiles ersteigen konnte, das an eisernen Haken an den feuchten Mauern befestigt war.

Im Erdgeschoß einiger dieser Häuser befanden sich Verkaufsräume für Kohlen, Kaldaunen oder minderwertiges Fleisch.

Trotz des geringen Wertes dieser Waren hatten fast alle dieser

1 Zwangsarbeit



erbärmlichen Läden eisenvergitterte Schaufenster; denn so sehr fürchteten die Kaufleute die dreisten Diebe dieses Stadtviertels.

Der Mann, von dem wir sprachen, wandte sich in die Rue aux Fèves, die inmitten der Altstadt lag. Seine Schritte hallten laut wider. Er fühlte sich hier ganz auf seinem Grund und Boden.

Die Nacht war finster, es goß in Strömen, und Wind- und Regenstöße peitschten die Mauern.

Vom Turm des Justizpalastes schlug es eben zehn Uhr.

Unter den dunklen, höhlenartigen Torbögen versteckte Frauen trällerten mit halber Stimme Gassenhauer.

Eines dieser Geschöpfe war dem Mann offenbar bekannt, denn er blieb plötzlich vor einem Mädchen stehen und packte es am Arm.

»Guten Abend, Tschurimann.«¹

Der vorbestrafte Mann hatte vermutlich im Bagno diesen Spitznamen erhalten.

»Schallerin²«, sagte der Blusenmann, »du wirst mir 'n Schnaps bezahlen, oder ich lass' dich gleich mal tanzen, aber ohne Musik.«

»Ich hab' kein Geld«, erwiderte die Frau zitternd; denn der Mann war im ganzen Viertel gefürchtet.

»Wenn dein Fuchsnetz³ leer ist, wird dir die Wirtin vom Tapisfranc⁴ auf deine hübsche Larve Kredit geben.«

»Mein Gott, ich bin ihr ja schon die Miete für die Kleider schuldig, die ich trage . . . !«

»Was? Du weigerst dich?« schrie der Tschurimann. Und er versetzte im Dunklen der Unglücklichen blindlings einen so heftigen Faustschlag, daß sie vor Schmerz laut aufschrie.

»Das ist noch gar nichts, mein Mädchen! Das ist bloß 'ne kleine Warnung . . . «

Kaum hatte der Verbrecher diese Worte gesagt, als er mit einem fürchterlichen Fluch rief:

»Ich bin in die Flosse gestochen! Du hast mich mit deiner Schere gekratzt!«

Und wütend stürzte er sich hinter der Widerspenstigen her in den finsternen Gang.

»Komm mir ja nicht näher, oder ich kratz' dir die Glotzer mit meiner Schere aus!« erwiderte sie entschlossen. »Ich hab' dir nichts getan; warum schlägst du mich?«

1 Tschurimann oder Tschuri = Messerstecher, Schlitzer

2 Sängerin

3 Börse

4 Nachtquartier, Absteige

»Das werd' ich dir gleich sagen!« rief der Bandit und drang immer tiefer ins Dunkle ein.

»Aha! Jetzt hab' ich dich! Und jetzt laß ich dich tanzen!« fügte er hinzu und nahm ihre kleine Faust in seine großen starken Prätzen.

»Nein, du wirst gleich tanzen!« sagte eine männliche Stimme.

»Ein Mann! Bist du's, Rotarm? . . . Antworte doch und pack' doch nicht so grob zu . . . ich will gerade in dein Haus . . . das kannst doch bloß du sein . . .«

»Es ist nicht Rotarm«, sagte die Stimme.

»Gut! Wenn's kein Freund ist, wird es gleich rote Sauce¹ auf dem Pflaster geben«, sagte der Tschurimann.

»Aber wem gehört denn die kleine Pfote, die ich halte?«

»Das ist die gleiche wie *die* hier!«

Unter der zarten, weichen Haut dieser Hand, die den Tschuri so plötzlich an der Kehle packte, fühlte er Nerven und Muskeln aus Stahl sich straffen.

Die Schallerin, die sich in den dunklen Gang geflüchtet hatte, war flink ein paar Stufen hinaufgestiegen. Dort blieb sie einen Augenblick stehen und rief ihrem unbekanntem Beschützer zu:

»Vielen Dank, lieber Herr, daß Sie meine Partei ergriffen haben. Der Tschuri hat mich geschlagen, weil ich ihm keinen Schnaps bezahlen wollte. Ich habe mich gerächt, aber mit meiner kleinen Schere konnte ich ihm ja nicht viel tun. Jetzt bin ich in Sicherheit. Lassen Sie ihn nur los. Aber nehmen Sie sich vor ihm in acht, es ist der Tschuri, der Messerstecher.«

Die Angst, die der Kerl einflößte, war offenbar sehr groß.

»Aber hören Sie mich denn nicht? Es ist der Messerheld! Ich sag's Ihnen doch!« wiederholte die Schallerin.

»Und ich bin ein Kerl, der keine Bange hat«, sagte der Unbekannte. Dann schwieg er. Man hörte nur ein paar Sekunden lang das Geräusch erbitterten Ringens.

1 Blut

»Du willst wohl, daß ich dich alle mache?« ächzte der Verbrecher und strengte sich wütend an, von seinem Gegner freizukommen, dessen ungewöhnliche Kraft er spürte. »Warte! Wart'! Das wirst du für die Schallerin und für dich bezahlen!« knurrte er zähneknirschend.

»Jawohl, mit Fausthieben!« erwiderte der Mann.

»Wenn du meinen Kragen nicht losläßt, beiß' ich dir die Nase ab!« stöhnte der Tschuri mit erstickter Stimme.

»Ich hab' 'ne viel zu kleine Nase. Du wirst sie nicht sehen können!«

»Dann komm' unter die Laterne!«

»Komm nur her, daß wir das Weiße in unsern Augen sehen«, versetzte der Fremde. Und damit stürzte er sich auf den Tschuri, den er immer noch am Halse gepackt hielt, trieb ihn bis zum Ausgang des Torbogens und schleuderte ihn heftig auf die Straße unter das schwache Licht der Laterne.

Der Gauner taumelte, raffte sich aber sofort wieder auf und warf sich voller Wut auf den Fremden, dessen schmale, zierliche Hüften keinesfalls auf die von ihm entfaltete unglaubliche Kraft schließen ließen. Obwohl der Tschurimann athletisch gebaut und außergewöhnlich geschickt in einem gewöhnlich als Prügelei bezeichneten Faustkampf war, fand er seinen Meister.

Der Unbekannte stellte ihm mit bewundernswerter Gewandtheit ein Bein und warf ihn ein zweites Mal zu Boden.

Da der Tschuri die Überlegenheit seines Gegners immer noch nicht anerkennen wollte, griff er ihn, hochrot vor Wut, von neuem an. Da wechselte der Verteidiger der Schallerin plötzlich seine Methode und ließ einen wahren Hagel von Faustschlägen auf den Kopf des Banditen herabsausen, die so kraftvoll geführt wurden, als schlug er mit Eisenhandschuhen zu.

Diese Fausthiebe, die die Freude und Bewunderung von Jack Turner, einem der berühmtesten Boxer Londons, gewesen wären, waren übrigens so sehr außerhalb der Regeln einer normalen Schlägerei, daß der Tschuri zweimal betäubt wurde. Beim dritten Mal brach der Verbrecher wie ein gefällter Ochse auf dem

Pflaster zusammen und krächzte: »Meine Wäsche ist gewaschen!«¹

»Wenn er aufgibt, lassen Sie ihn! Haben Sie Mitleid!« sagte die Schallerin, die sich während der Rauferei auf die Schwelle des Torwegs des Rotarm-Hauses vorgewagt hatte. Dann fügte sie bewundernd hinzu: »Aber wer sind Sie denn? Außer dem ›Schulmeister‹ gibt es niemand zwischen der Rue-Saint-Eloi und Notre-Dame, der fähig wäre, den Tschuri niederzuschlagen. Ich danke Ihnen sehr, mein Herr! Ach, ohne Sie hätte er mich erschlagen!«

Statt zu antworten, lauschte der Unbekannte aufmerksam ihrer Stimme. Noch nie hatte ein so zarter, jugendlicher, silberner Klang sein Ohr getroffen. Er versuchte, die Züge der Schallerin zu erkennen, vermochte es aber nicht; denn die Nacht war zu dunkel und das Laternenlicht zu schwach.

Nachdem der Tschurimann ein paar Minuten regungslos liegengeblieben war, bewegte er die Beine, die Arme und richtete sich schließlich zu sitzender Stellung auf.

»Nehmen Sie sich in acht!« rief die Schallerin, flüchtete sich wieder in den Gang zurück und zog ihren Beschützer am Arm mit sich. »Passen Sie auf, er wird sich vielleicht rächen wollen!«

»Sei beruhigt, Mädchen! Wenn er noch mehr haben will, werd' ich ihn bedienen!«

Der Verbrecher hörte diese Worte.

»Mit dem Mäd'el bin ich schön angeschmiert«, sagte er zu dem Unbekannten. »Für heute hab' ich genug. Mehr mag ich nicht. Ein andermal . . . das will ich nicht verreden . . . wenn ich dich wiederfinde.«

»Bist du etwa noch nicht zufrieden? Willst du dich beklagen?« fragte der Fremde in drohendem Ton. »Hab' ich dich etwa heimtückisch behandelt?«

»Nein, nein, ich beklag' mich ja nicht. Du bist der Jüngere und hast Mark in den Knochen«, sagte der Gauner immer noch in barschem Ton, aber mit jener respektvollen Hochachtung, die

¹ Im Rotwelsch, der Gaunersprache, soviel wie: Ich fühle mich besiegt. Ich habe genug.

physische Kraft immer Leuten seiner Art abnötigt. »Du hast mich verprügelt. Und außer dem Schulmeister, der drei Herkulesse zum Frühstück verspeisen könnte, kann sich bis heute niemand rühmen, mir seinen Fuß auf den Nacken gesetzt zu haben.«

»Na also! . . . Und weiter . . . ?«

»Weiter? . . . Ich hab' meinen Meister gefunden; das ist alles. Irgendeines Tages, früher oder später, wirst du deinen finden . . . Jeder findet einmal seinen . . . 's gibt immer noch einen Gott über den Göttern, wie die Priester behaupten. Sicher ist jetzt bloß, daß du, nachdem du den Tschuri vor deine Füße geworfen hast, in der ganzen Altstadt machen kannst, was du willst. Alle Nutten werden deine Sklavinnen sein. Die Kneipenwirte und -wirtinnen werden nicht wagen, dir Kredit zu verweigern. So ist das! . . . Aber wer bist du denn eigentlich? . . . Du sprichst Jenisch¹ wie Vater und Mutter. Wenn du 'n Dieb bist, bin ich dein Mann nicht. Ich hab' mit dem Messer gearbeitet, das stimmt, weil ich, wenn mir das Blut in die Augen steigt, rot sehe und weil ich dann zustechen muß . . . Aber ich hab' meine Messerstechelei mit fünfzehn Jahren Galeere bezahlt. Jetzt ist diese Zeit vorbei, und ich schulde den Neugierigen² nichts, habe auch nie gestohlen. Frag' die Schallerin.«

»Es ist wahr, ein Dieb ist er nicht«, bestätigte diese.

»Nun, dann trink' einen Schnaps mit mir und laß uns Bekanntschaft machen«, sagte der Unbekannte. »Komm! Ohne Feindschaft!«

»Das ist sehr anständig von dir . . . Du bist mein Meister, das gebe ich zu. Du verstehst deine Fäuste zu gebrauchen . . . es war ja ein wahrer Hagel von Hieben zuletzt . . . Donnerwetter! Das regnete ja bloß so auf meinen Schädel. So was hab' ich noch nie gesehen . . . das war ja 'n richtiger Wirbel . . . wie mit 'nem Eisenhammer! Das war mir neu. Das mußt du mir beibringen.«

¹ die Gaunersprache, das sogenannte Rotwelsch

² Richter

»Ich kann ja noch mal anfangen, wenn du willst.«

»Nicht bei mir! Nicht bei mir! Mir ist jetzt noch schwarz vor den Augen. Aber . . . du kennst also Rotarm, da du in seinem Hauseingang warst?«

»Rotarm?« sagte der Fremde, den diese Frage überraschte. »Ich weiß nicht, was du damit sagen willst. Anscheinend wohnt also dieser Rotarm hier in diesem Haus?«

»Stimmt, mein Lieber . . . Rotarm hat seine Gründe, keine Nachbarn zu schätzen«, antwortete der Tschuri mit eigenartigem Grinsen.

»Na gut. Um so besser für ihn«, entgegnete der Unbekannte, der die Unterhaltung über dieses Thema nicht fortsetzen zu wollen schien. »Ich kenne weder einen Rotarm noch einen Schwarzarm . . . Es regnete, und darum wollte ich mich hier einen Augenblick in diesem Eingang unterstellen. Du wolltest dieses arme Mädchen schlagen, und ich hab' dich geschlagen. Das ist alles.«

»Richtig. Übrigens gehen mich deine Angelegenheiten ja nichts an. Wer Geschäfte mit Rotarm vorhat, posaunt das sowieso nicht aus. Reden wir also nicht weiter davon.« Und zur Schallerin gewandt fuhr er fort: »Bei meiner Ehre, du bist ein gutes Mädchen: Ich hab' dir eine Ohrfeige verpaßt, und du hast mich mit deiner Schere gestochen. Das war 'ne Kleinigkeit. Aber es war nett von dir, daß du den Tollkopf da nicht gegen mich aufgehetzt hast, als ich genug hatte. Du wirst jetzt mit uns was trinken. Der Herr da bezahlt. Übrigens, mein Lieber, statt einen Schnaps zu kippen, sollten wir uns lieber bei der Wirtin vom ›Weißen Kaninchen‹ was zu futtern geben lassen.«

»Einverstanden! Ich bezahl' das Essen. Kommst du mit, Schallerin?« sagte der Unbekannte.

»Oh, Hunger hab' ich schon«, erwiderte sie. »Aber wenn ich eine Schlägerei sehe, wird mir übel, und dann vergeht mir der Appetit!«

»Ach was! Der kommt beim Essen«, meinte der Tschuri. »Und die Küche vom ›Weißen Kaninchen‹ ist berühmt.«

Die drei gingen also im besten Einvernehmen zu der Kneipe.

Während des Kampfes des Unbekannten mit dem Tschuri hatte ein Kohlenträger von riesigem Wuchs aus einem anderen Hauseingang heraus den Verlauf mit Besorgnis verfolgt, ohne daß man gesehen hätte, daß er, wie es auch ausgehen mochte, einem der Gegner hätte zu Hilfe kommen wollen.

Als die drei der Kneipe zuzogen, folgte er ihnen.

Der Bandit und die Schallerin näherten sich dem Lokal als erste. Als der Fremde hinter ihnen herging, trat der Kohlenträger zu ihm und sagte leise und sehr ehrerbietig in englischer Sprache:

»Sehen Sie sich vor, Herr!«

Der Unbekannte zuckte die Achseln und folgte den beiden andern. Der Kohlenträger entfernte sich nicht von der Tür der Kneipe. Er lauschte aufmerksam und blickte ab und zu durch ein kleines Guckloch in dem silberweiß gestrichenen Holz, mit dem die Fenster solcher Spelunken gewöhnlich innen versehen sind.

Zweites Kapitel

Die Koberin

Die Kneipe »Zum Weißen Kaninchen« lag in der Mitte der Rue aux Fèves. Die Taverne nahm das Erdgeschoß eines hohen Hauses ein, dessen Fassade zwei große Schiebefenster aufwies.

Über dem Tor des dunklen gewölbten Eingangs schaukelte eine längliche Laterne, auf deren gesprungene Scheiben mit roten Lettern »Hier Übernachtung« gemalt war.

Der Tschurimann, der Unbekannte und die Schallerin traten ein. Es war ein großer, niedriger Raum mit verräucherter, von schwarzen Balken durchzogener Decke und von kümmerlichen, ein rotes Licht verbreitenden Lampen erhellt. Die mit rauhem Kalk beworfenen Wände waren hie und da mit derben Kritzeleien oder Rotwelschsprüchen bedeckt. Der mit Salpeter überzogene gestampfte Fußboden war voller Schmutz. Ein paar Arme

Stroh um den Zehltisch rechts vorn unter einer Lampe stellten den Teppich dar.

Auf jeder Seite des Gastzimmers standen sechs Tische, deren eines Ende ebenso wie die Bänke in der Mauer verankert waren. Im Hintergrund führte eine Tür in die Küche. Rechts neben der Kasse der Koberin befand sich eine Tür zu dem Gang, der zu den dreckigen Löchern führte, in denen man für drei Sous übernachten konnte.

Aber nun ein paar Worte über die Koberin und ihre Gäste.

Die Wirtin nannte sich »Mutter Ponisse«. Ihr dreifaches Geschäft besteht aus dem Nachtquartier, der Kneipenbewirtschaftung und dem Verleih von Kleidung an die bemitleidenswerten Geschöpfe, die die schmutzigen Gassen bevölkern.

Die Koberin ist etwa vierzig Jahre alt, groß, robust, dick, ziemlich rot mit einem deutlichen Bartanflug. Ihre heisere tiefe Stimme, ihre dicken Arme und großen Hände deuten auf ungewöhnliche Kraft hin. Auf ihrer Haube trägt sie ein altes gelb-rotes Tuch. Ein Schal aus Kaninchenfell liegt kreuzweise über ihrem Busen und ist auf dem Rücken verknötet. Ihr grüner Wollrock läßt ihre schwarzen, vom Fußwärmer angesengten Pantinen erkennen. Ihr Gesicht ist kupfern und von übermäßigem Schnapsgeuß gerötet.

Auf dem bleibeschlagenen Schanktisch stehen Krüge mit Eisenreifen und verschiedene zinnerne Meßgefäße. Auf einem Wandbrett sieht man mehrere Schaftgläser in Form der Gestalt des Kaisers Napoleon.

Diese Gläser enthalten gepanschte Gebräue in Rot und Grün, die unter der Bezeichnung »Glückliche Liebe« und »Tröster« bekannt sind. Eine große gelbbäugige Katze, die zusammengerollt neben der Wirtin liegt, scheint der vertraute Dämon der Kaseschemme zu sein.

In einem unglaublichen Kontrast – wenn man nicht bedenkt, daß die menschliche Seele ein unerforschlicher Abgrund ist – steht ein geweihter Buchsbaumzweig vom Osterfest, den die Wirtin in der Kirche erworben und hinter das Gehäuse einer al-